

Auerthal-Zeitung.

Lokalblatt für Aue, Auerhammer, Zelle-Müßerlein, Nieder- u. Oberpfannenstiel, Lauter, Bodau, Bernsbach, Beherfeld, Sachsenfeld und die umliegenden Ortschaften.

Ersteinst
Mittwoch, Freitag u. Sonntag.
Abonnementpreis
incl. der 3 wertvollsten Beilagen vierteljährlich
mit Dringertlohn 1 M. 30 Pf.
durch die Post 1 M. 25 Pf.

Mit 3 illustrierten Beilagen:
Deutsches Familienblatt, Guts-Geister, Zeitspiegel.

Verantwortlicher Redakteur: Gust. Jägermeister in Aue (Ergebirge).
Redaktion u. Expedition: Aue, Marktstraße.

Inserate
die einseitige Copysseite 10 Pf.,
die volle Seite 30, 1/2 S. 20, 1/4 S. 6 Pf.
bei Wiederholungen hoher Rabatt.
Alle Postanfragen und Landbriefträger
nehmen Bestellungen an.

No. 28.

Sonntag, den 5. März 1893.

6. Jahrgang.

Bekanntmachung.

Wegen Reinigung der Geschäftsräume des unterzeichneten Stadtraths bleiben die-
selben einschließlich der Stadt- und Sparcasse und des Standesamts

Dienstag und Mittwoch, den 7. und 8. d. M.

geschlossen, nur im Standesamte werden dringliche Sachen am Dienstag Vormittag von
10—11 Uhr erledigt werden.

Aue, am 2. März 1893.

Der Rath der Stadt.

Dr. Kerschmar.

Realschule m. Progymnasium zu Stollberg i. Erzgeb.

Anmeldungen für das neue Schuljahr werden baldigst erbeten. Die Schule
legt neben der Pflege tüchtiger wissenschaftlicher Kenntnisse besonders Gewicht
auf Erziehung und Bildung des Characters. Gute und billige Unterkunft in die-
sigen Familien vermittelt, sowie jede nähere Auskunft erteilt.

Der Direktor:

Lüsche.

Moderne Kriegskunst.

Leonidas hielt mit 300 Spartanern das Heer der
Perser auf. Die Häuflein der Schweizer besiegten bei
Sempach und Murten die Heere der Ritter. Das war
in alter Zeit. In den Schlachten der Gegenwart kommt
nicht mehr die persönliche Tapferkeit, sondern in erster
Linie die Wucht der Masse in Frage. Die Uebermacht
hat die meiste Aussicht auf Sieg. Folgende Beispiele
mögen es beweisen:

Als die wichtigsten Entscheidungsschlachten dieses
Jahrhunderts haben die von Leipzig, Waterloo, König-
grätz und Sedan zu gelten.

Am ersten Schicksalstage von Leipzig zählten die Ver-
bündeten etwas über 200 000 Mann, Napoleon 178 000,
darunter die widerstrebenden Sachsen. Jene durften auf
das Eintreffen von Bernadotte und Bennigsen mit
125 000 Mann rechnen, die Franzosen nur auf Reynier
mit 14 000 Mann, welche durch den Abfall der Sachsen
ausgeglichen wurden. Fast Napoleon mithin schon
am ersten Tage in der Minderheit, so wurde er am dritten
von der Uebermacht geradezu erdrückt.

Wenden wir uns der zweiten Entscheidungsschlacht
zu. Quer vor der großen Brüsseler Straße stand Wel-
lington bei Mont St. Jean mit 68 000 Mann, Napo-
leon griff ihn mit 72 000 Mann an, überlegte nament-
lich an Geschütz und Reiterei. Er siegte zunächst.
Die Vorteile kamen aber nicht zur vollen Entfaltung, denn
bald nach Beginn des Kampfes erkannte Napoleon den
Anmarsch der Preußen in seiner rechten Seite, und je
mehr sich dieser entsaltete, desto stärkere Truppenmassen

mußte er dagegen abgeben. Mit dem eigentlichen An-
griffe überschlug die Uebermacht auf die Franzosen
ein und warf sie über den Haufen.

Anders bei Königgrätz. Hier befanden sich die
Österreicher, 222 000 Mann stark, in vortrefflicher Stel-
lung gegen 221 000 Mann Preußen, die erst allmählich
auf dem Schlachtfeld eintrafen. Hier lag also das
Schwergewicht der Zahl mehr auf österreichischer Seite.
Das bessere preussische Gewehr und der Ungehorsam
zweier Führer, die ihre Stellung verließen, und dadurch
den Rücken des Heeres entblößten, verband den Östrei-
chern den Sieg.

Mit voller Wucht zeigt sich der Wert der Uebermacht
wieder bei Sedan. Hier hatte die umschichtige deutsche
Heeresleitung 133 500 Mann Infanterie, 21 360 Reiter
und 701 Kanonen zusammengewogen, denen nur 90 000
Franzosen und 408 Geschütze gegenüberstanden. Und
nicht bloß das, die Armee Mac Mahons war durch er-
littene Niederlagen und Muthlosigkeit bereits so erschüttert,
daß die Deutschen ihre ganze Macht gar nicht mehr einzu-
setzen brauchten.

Ziehen wir das Ergebnis: Neben der Ueberzahl
kommt deren richtige Benützung in Betracht, aber in der
Regel bleibt der Mehrtheil der Sieg.

Dieselbe Lehre gewährt der unserer Zeit zunächst lie-
gende deutsch-französische Krieg. In der ersten Hälfte
desselben gegen das kaiserliche Frankreich erwies sich das
Zusohll auf beiden Seiten ziemlich gleichwertig, die Rei-
tereie und Artillerie auf deutscher Seite leistungsfähiger,
dafür besaßen die Franzosen das überlegene Gewehr und
durchweg bessere Stellungen, die Deutschen tüchtigere Füh-

rung. Bei gleicher Zahl durfte demnach die Siegeszu-
versicht haben und drängen ziemlich die nämliche sein, etwa
mit geringer Neigung zu Gunsten der Deutschen. Treten
wir nach dieser Vorbemerkung an die Einzelheiten.

Bei Weihenburg ließen sich 5300 Franzosen von
50 950 Deutschen angreifen, also einer von fast zehn.
Da genügte natürlich, eine dieß fünffache Uebermacht wirk-
lich ins Feld zu führen.

Auch bei Wörth gelang es der deutschen Leitung,
96 750 Mann und 342 Geschütze für den Kampf bereit
zu halten, vor denen Mac Mahon mit 48 550 Mann
und 167 Geschütze hielt, also kaum mit der Hälfte. Weil
er diese überdies nicht rechtzeitig vereinigt hatte, so besaß
er für den wirklichen Kampf nur 36 850, die von 75 750
Deutschen angegriffen wurden.

In der Schlacht bei Spichern trafen die deutschen
Truppen sehr rückwärts ein, brachten es aber doch auf
34 600 Mann mit 108 Geschütze. Der feindliche Ge-
neral Froitzard besaß 27 600 Mann und 90 Geschütze in
trefflicher Stellung. Sein Verhalten wurde wesentlich
durch die Erwartung großer in der Nähe befindlicher
Verstärkungen bestimmt. Wären diese eingetroffen und
hierdurch die Mehrtheit auf französische Seite gekommen,
so würden die Deutschen unzweifelhaft geschlagen worden
sein.

Die Schlacht von Gravelotte — St. Privat war
von beiden Seiten vorbereitet, wobei es die Deutschen auf
197 600 Mann und 782 Geschütze gebracht hatten und
wieder in bedeutender Mehrtheit waren.

Auf die Belagerung von Metz und die Ausfallschlacht
bei Roisville brauchen wir wegen der besonderen obwal-

(Nachdruck verboten).

Feuilleton.

Aus stürmischen Tagen.

Roman von E. J. Siegfried.

Das Gasthaus „Zum schwarzen Eber“ lag dicht bei St.
Severin, dem einzigen Thor, welches die Stadt Reddingen
noch aufzuweisen hat. Man nannte allerdings noch etwa
ein Duzend andere Thornamen, aber die den Namen hin-
terlassen hatten, waren längst von dem Erdboden verschwin-
den und man bezeichnete nach ihnen nur noch die Stellen,
auf welchen sie gestanden hatten. Bis zu den Zeiten des
dreißigjährigen Krieges hatte Reddingen eine ziemlich bedeu-
tende Stelle unter den deutschen Städten eingenommen, der
Ort versank dann lange in Vergessenheit bis er sich in den
letzten Jahrzehnten zu seiner gegenwärtigen Bedeutung als
Industrieort hob.

Das Severinsthor war eins der wenigen Bauwerke, die
sich in Reddingen aus früheren Jahrhunderten erhalten
hatten. Die nähere Umgebung harmonierte in trefflicher
Weise mit dem altersgrauen Steinlosth, sobald man aber
das Thor durchschritt, bot sich dem Auge ein völlig anderes
Bild dar. Dort dehnten sich an beiden Seiten der Land-
straße langgestreckte Fabrikgebäude aus, rauchgeschwärmte Ar-
beiterhäuser schlossen sich daran in trostlosem Einreihel, und
dann folgte eine reizlose, wüste Ebene durch die sich die
breite, mit Pappeln eingefasste Landstraße dahinzog. Der
nächste Ort, den sie berührte, war Dömingen, ein großes
Oruben- und Fabrikdorf.

Wenn man, von Dömingen kommend, durch das Seve-

rinsthor in die Altstadt von Reddingen eintrat, fühlte man
sich durch das Straßenbild, das sich plötzlich dem Blicke
darbot, sehr angenehm berührt. Hier war Alles, was Red-
dingen an architektonischen Schönheiten zu bieten vermochte,
zusammengedrängt.

Nachdem vom Thore, einige Meter von der Straßenlinie
entfernt, lag das umfangreiche Gebäude, in welchem sich
seit undenklichen Zeiten die Wirthschaft „Zum schwarzen
Eber“ befand. Das geräumige Gastzimmer mit seinen
dunklen, getäfelten Wänden hatte das anheimelnde Ausse-
hen, dem man nur noch in solch' alterthümlichen Lokalen
begegnet. Und zu diesem gemütlichen Zimmer paßten
die Erscheinungen des Wirthes und der Wirthin vortrefflich.

Vater Gummlich, wie der Besitzer des „Schwarzen Eber“
von seinen Gästen vertraulich genannt wurde, war ein sehr
behäbiger Herr, der nicht nur sehr freundlich und wohlwol-
lend ausah, sondern es in der That auch war. Daß er
trotz seiner außerordentlichen Gutmüthigkeit zu großem
Reichtum gelangt war, lag eines Theils an dem bedeuten-
den Zuspruch, dessen sich der „Eber“ zu erfreuen hatte,
und andern Theils an dem Umstande, daß ein glücklicher
Zufall ihm solche Personen, die auf seine Gutmüthig-
keit spekulirten, in erheblicher Zahl nicht nahe gebracht
hatte.

Fran Gummlich besaß ganz und gar die vortrefflichen
Eigenschaften ihres Gatten, sie konnte nur nicht solch hübsche
Gedächte machen wie er.

Das trug Vater Gummlich ihr aber nicht nach. Er
sagte sich, daß die poetische Begabung ein Geschenk des
Himmels sei, das nur wenigen Auserlesenen zufalle, und
für die Familie Gummlich sei in dieser Hinsicht ausrei-
chend geforgt, da er ja in der glücklichen Lage sei, die
sämmlichen Glieder derselben in puncto des Dichtens wür-
dig zu vertreten.

Diese Himmelsgabe nützte Vater Gummlich weidlich aus,
aber sie kostete ihm schrecklich viel Geld. In vertrauten
Kreisen erzählte man sich, daß eins der Lokalblätter von
Reddingen, der „Reddinger Courier“, seine Existenz im
Wesentlichen auf die poetische Begabung des Wirthes vom
„Eber“ gegründet habe, da in jeder Nummer desselben und
zwar im Inseratentheil, ein Gedicht von Gummlich erscheine,
für dessen Abdruck er — man hatte eigens den Inseraten-
tarif für ihn erhöht — zwanzig Pfennige pro Zeile zu be-
zahlen habe.

In dem Augenblick, in welchem wir das Gasthaus „Zum
schwarzen Eber“ in Begleitung des freundlichen Lesers be-
treten, sehen wir Vater Gummlich einem jungen Manne ge-
genüber, dem er das neueste Erzeugniß seines poetischen
Geistes vorliest. Dieser junge Mann ist von schönem Kör-
perbau er hat ein hübsches offenes Gesicht, und um seine
Rundwinkel spielt ein Zug von Schalkhaftigkeit, die von je-
der Bosheit frei ist.

„Na, was sagen Sie dazu, mein lieber Rothberg?“
sprach Vater Gummlich, als er die Vorlesung beendet hatte.

„Was meinen Sie? Wie gefällt es Ihnen?“

„Bitte, noch einmal!“ sagte Rothberg.

„Na, da passen Sie nur auf!“ sprach Vater Gummlich.

Er nahm eine sehr würdevolle Haltung an und las:

„Ein Schmetterling mit bunt farbrten Flügeln
War jüngst auf einem Rosenstrauch zu sehen.
Ich selbst sah ihn, ich blieb begeistert stehen
War nicht im Stande, meine Freud' zu jäheln.
O holder Schmetterling, Du liebtliches Insekt,
Bist süßer bist Du als das süßeste Konjekt,
Doch süßer noch als Du, Du guter Junge —
Ich sag's mit froher, frischer, freier Zunge,
Ich sprach's ganz frei von meiner braven Ueber —
Ist mir das Bier aus unserm „Schwarzen Eber“.